

II. Aristoteles und die formvergessene Gestaltung von Philosophie

6. THEORETISIERUNG UND PROPOSITIONALISIERUNG DES WISSENS

Im Anschluss und im Gegensatz zu Platon nimmt Aristoteles sowohl eine Ausdifferenzierung der Philosophie in Teilbereiche und Einzeldisziplinen¹ als auch eine Fixierung der philosophischen Terminologie vor.² Dabei kommt es zu bedeutenden Begriffsverschiebungen. Sie betreffen auch den Begriff des nous als höchsten Wissens. Die zu Beginn der *Metaphysik* vorgenommene »Stufenfolge epistemischer Fähigkeiten« beginnt bei der Wahrnehmung (aisthesis), führt über die Erinnerung (mneme) und die Erfahrung (empeiria) zu Politik, Ethik und Mathematik, um beim »Wissen um die ersten Gründe und Prinzipien« zu enden.³ Dieses als höchstes ausgezeichnete Wissen, die Prinzipien, zu erfassen vermag allein – wie in der *Nikomachischen Ethik* dargestellt ist – die »intuitive Vernunft (nous)«. ⁴ Sie arbeitet nicht-diskursiv, weil sie keines Beweises und keiner Begründung bedarf und diese auch nicht zu geben vermag.⁵ Die Hochachtung vor dem Übersinnlichen erhält sich also bei Aristoteles durchaus.⁶ Anders als bei Platon stellt das intuitive Wissen allerdings keinen unüberschaubaren Bereich

1 Vgl. Höffe (1996) S. 182.

2 Vgl. Schnädelbach (2002) S. 154: »Die Terminologisierung der Wissensbegriffe im Griechischen [ist] ein langer Prozess gewesen, für den Aristoteles einen vorläufigen und bis in die Neuzeit verbindlichen Abschluss markierte.«

3 Vgl. Höffe (1996) S. 42ff.

4 NE 1141 a8.

5 Vgl. ebd. 1140b 31ff.

6 Vgl. Höffe (1996) S. 146 und 184.

dar, in dem etwa Platz für ein ganzes Universum verschiedenster Ideen wäre, sondern es bildet tatsächlich nur die Spitze der Vernunft. Bei der Beschreibung der dianoetischen oder Verstandestugenden, in der dem nous ein Kapitel mit gerade einmal 19 Zeilen gewidmet ist, zeigt er sich als nur eine von fünf »vernünftigen Bestandteilen der Seele«. ⁷ Der nous erfährt bei Aristoteles also eine drastische Umfangsbeschränkung. ⁸ Jene »Prinzipien, von denen alles diskursive Begründen und Beweisen der Wissenschaft abhängt«, ⁹ von denen allein das höchste Wissen weiß, beschränken sich nunmehr auf die »wenigen Axiome, die wie der Satz vom Widerspruch von allem Wissen, sogar von jedem Handeln vorausgesetzt werden«. ¹⁰

Dieser Beschränkung fällt die Dringlichkeit zum Opfer, die das höchste Wissen für Platon besitzt. Bei Platon steht die Frage nach dem guten Leben, »ausgesprochen oder unausgesprochen auch dann im Hintergrund, wenn es um Fragen der Logik, der Metaphysik oder der Kosmologie geht«. ¹¹ Bei Aristoteles hingegen wird der praktische Impetus von Erkenntnis sozusagen ruhiggestellt, eingeklammert oder abgespalten. Dem Prozess der Erkenntnis (noesis) wird das Feuer genommen, ¹² der nous ist nun eher wie das Schmieröl einer diskursiv verfahrenen, bejahenden und verneinenden Erkenntnismaschine: Erstens besitzt der Satz vom zu vermeidenden Widerspruch nicht die Kraft zu einer wie auch immer gearteten Umkehr der Seele; sondern jeder wendet ihn schon immer – meistens – an, und es besteht keine Gefahr, seine Gültigkeit aus den Augen zu verlieren. Zweitens handelt es sich beim Satz vom zu vermeidenden Widerspruch um ein Prinzip, das nur für Diskurse von Belang ist, also für die Ordnung von Aussagen, die – so bestimmt es Aristoteles – bivalent belegt sein müssen.

Mit der Verschiebung des Begriffs des nous geht bei Aristoteles auch die Verschiebung des Begriffs der theoria einher – der Schau. Bei Platon war dieser allgemeine Begriff zum Fachbegriff der Ideenschau geworden. Im *Staat* beispielsweise spricht Platon einmal von theoria als »Übersicht [theoria] der ganzen

7 NE 1139 b15.

8 Ganz ähnlich beschreibt es Welsch, der freilich nicht den nous-, sondern den sophia-Begriff untersucht und der schließlich neben der theoretischen Ausrichtung der Philosophie ihre – gerade dadurch mitbewirkte – praktische Ausrichtung betont, wie sie in Stoa und Epikureismus ausgebildet wurde. Vgl. Welsch (1988) S. 117.

9 Schnädelbach (2002) S. 160.

10 Höffe (1996) S. 84; vgl. auch Met. 1005b 18 ff.

11 Erler (2006) S. 44f.

12 Vgl. ebd. S. 210f.

Zeit und alles Seins«,¹³ einmal von »göttlichen Anschauungen [theorion]«. ¹⁴Theoria meinte die »sehende« Erkenntnis eines umfassenden Wissens, das nicht zuletzt auch die Praxis leitete.

Aristoteles prägt jene Bedeutung, wie sie in etwa heute noch gebräuchlich ist. Er stellt die Theorie als »betrachtendes Leben« (bios theoretikos) – als »vita contemplativa« bekannt geworden – der Praxis als »handelndem Leben« (bios politikos beziehungsweise »vita activa«) entgegen. Übrigens trennt er Theorie und Praxis auch mit den Themengebieten seiner Schriften: Metaphysik (sowie Schriften zu Mathematik und Naturforschung) sind eher der Theorie gewidmet, Ethik (sowie Politik und Rhetorik) eher der Praxis.¹⁵ Bei der durch diese Trennung möglich gewordenen Hierarchie erlangt die Theorie ihre Vormachtstellung. »Die theoretischen Künste [stehen] vor den praktischen«, ¹⁶ »die betrachtenden [theoretischen] Wissenschaften sind die höchste Gattung unter allen Wissenschaften«, ¹⁷ dekretiert die *Metaphysik*, in der es – als »erster Wissenschaft« und »prima philosophia« – um jenes Wissen geht, das alle Einzelwissenschaften, also Wissenschaft überhaupt gründet. Die Vormachtstellung der Theorie zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die theoretisch ausgerichtete Begründungstätigkeit der Wissenschaft nicht im Dienst eines höheren Zwecks steht, sondern ein Selbstzweck ist.¹⁸

Freilich scheint die Entkoppelung von Theorie und Praxis nicht überall bei Aristoteles so vollständig, wie es die *Metaphysik* vermuten lässt. Zwar bestätigt auch seine Ethik die Vorrangstellung der Theorie vor der Praxis: Die Ausübung der Theorie »ist das höchste, wie auch das intuitive Denken (*nous*) das Höchste in uns ist und seine Gegenstände die höchsten unter den erkennbaren Dingen sind.«¹⁹ Wenn die Theorie allerdings im Hinblick auf die Praxis gelobt wird, verliert sie ihren Selbstzweckcharakter und wird einem praktischen Zweck unterstellt. Tatsächlich erklärt Aristoteles auch das Glück (*eudaimonia*) zum Selbstzweck: »Das Tun des Werthhaften und Guten gehört zu dem, was um seiner selbst willen wählenswert ist.«²⁰ Wenn nun genau dieses Tun eben mit der Ausübung von Theorie zusammenfällt, dann fallen Praxis und Theorie als ein einziger

13 Rep. 486a.

14 Rep. 517d.

15 Vgl. Höffe S. 32f, 42 und 153.

16 Met. 982a.

17 Ebd. 1064b.

18 Vgl. ebd. 982b.

19 NE 1177a.

20 Ebd. 1176 b8f.

Selbstzweck in eins.²¹ Der bei Platon noch vorhandene praktische Impetus des höchsten Wissens ist bei der Subordination der *vita activa* dennoch verloren gegangen.

Mit der einengenden Verschiebung des *nous*-Begriffs geht auch die Vorrangstellung der Proposition als Satzform des Wissens einher. Das Wissen des *nous* besteht nämlich im fundamentalsten, selbst nicht mehr beweisbaren Axiom des Satzes vom Widerspruch. Der Beitrag des *nous* zur Erkenntnis beschränkt sich also im Wesentlichen auf die Elimination von Ambivalenz. Die Ergebnisse, zu dem der *nous* im Verein mit den anderen vier *dianoetischen* Tugenden kommt, werden demnach Bejahungen und Verneinungen sein, mit denen die »Wahrheit« getroffen wird.²² Aristoteles kann als »Gewährsmann für die Propositionalitäts- these« gelten.²³ Seine Beschreibung dieser Satzform stimmt mit der auch heute noch gängigen Beschreibung überein: »dass etwas unter einen Begriff fällt.«²⁴ Aristoteles ersetzt damit höchst erfolgreich die Frage: »Was ist ...?«, mit der Sokrates das philosophische Gespräch eröffnete, durch die Antwort: »Das ist ...«. »Im Anschluss an Aristotelische Normierungen lässt sich sagen, dass die Sprache der Philosophie [...] apophantisch ist.«²⁵ Die interne Verknüpfung der apophantischen Sprache ist wiederum eine eigene, im Apophatischen ungebräuchliche. Die Logik beginnt, ihre Rolle zu spielen.

7. LOGIFIZIERUNG DES WISSENS

Auch die Dialektik erfährt mit der Ausdifferenzierung und Festlegung der Begriffe bei Aristoteles eine Weiterentwicklung und Verengung. Sie wird nicht mehr als Fähigkeit zur Vermittlung des höchsten Wissens gebraucht, erhält aber Bedeutungszuwachs als Ordnung der typisch philosophischen Methode begründenden Redens. Aristoteles entwickelt aus ihr mehrere Begründungsordnungen. Eine davon ist die Logik, mit der die Gewissheit des Wissens als Notwendigkeit zum Ideal gerät.

Bei Platon war das Erreichen des höchsten Wissens besonders voraussetzungsreich und prekär gewesen: Erst unter günstigen Bedingungen konnte sich die Kunst der Dialektik in einer dialektischen Ordnung entfalten, um damit

21 Vgl. ebd. 1177b.

22 Vgl. ebd. 1139b.

23 Schnädelbach (2002) S. 154.

24 Vgl. Bromand/Kreis (2010) S. 11.

25 Mittelstraß (1982) S. 171f.

höchstes Wissen zu vermitteln. Die Gefährdung dieses Prozesses hatte Platon zu sichern versucht, indem er nicht-diskursives Wissen mit immer genaueren Merkmalen einer diskursiven Ordnung verband, die er schließlich zur Technik der Dihairese weiterentwickelte. Für Aristoteles ist der Wissenserwerb schon deswegen ungleich weniger prekär, weil das Wissen des nous bei ihm nicht erreicht werden muss. Es ist vielmehr schon immer vorhanden: Zwar nicht im Sinne eines angeborenen Wissens, aber im Sinne einer Fähigkeit, die über das Wahrnehmen hinausgeht und im Akt der Induktion aktiviert wird.²⁶ Diese Aktivierung mag vielleicht in seltenen Fällen ausbleiben, Aristoteles stellt sie jedoch im Allgemeinen als leicht zu vermittelnde Erkenntnis dar: Wer sie zu verneinen versuche, begehe einen performativen Widerspruch.

Nicht nur das Erreichen des höchsten Wissens ist bei Aristoteles weniger prekär, sondern auch der Wissenserwerb im Allgemeinen. Selbst Platons avancierteste Erkenntnismethode, die Dihairese, offenbarte in ihrer Vielgestaltigkeit einen kreativen Gestaltungsfreiraum,²⁷ der in der Forschungsliteratur überwiegend Unbehagen auslöst²⁸ und denn auch schon von Aristoteles dezimiert wird: Er selbst stellt sie als unvollkommenen Vorläufer seiner Syllogistik, der Kunst des sicheren Beweisens, dar.²⁹ Im Gegensatz zu unsicheren Arten des Schließens, gelingt in der Logik mit dem Syllogismus der zwingende Schluss. Als Preis ist dafür allerdings zu entrichten, dass mit den Schlüssen nicht Wahrheit bewiesen werden kann, sondern nur die angenommene Wahrheit der Prämissen notwendig in der Konklusion erhalten bleibt. Doch im Gegensatz zu dialektischen Schlüssen, wie Aristoteles sie versteht, kann immerhin angenommen werden, dass sie nicht auf bloßen Meinungen beruhen.³⁰

Aristoteles entwirft seine Dialektik in einem frühen Werk, vermutlich in unmittelbarem Anschluss an Platon. Wenn er sie in der späteren Logik zu einem sichereren Instrumentarium des Umgangs mit Wissen weiterentwickelt, so nicht, um damit die Dialektik zu ersetzen: Sowohl Dialektik als auch Logik haben als verschiedene Methoden, mit Wissen umzugehen, ihre Berechtigung. Gleichwohl ist mit der logischen Verknüpfung von Propositionen ein Grad von Exaktheit und Genauigkeit erreicht, der wissenschaftlich vorbildlich scheint. Weniger genaues Wissen fällt demgegenüber ab. Nicht zuletzt Aristoteles kultiviert wissenschaftliche Genauigkeit als Ideal: »Es ist nun erstens unsere gewöhnliche

26 Vgl. An. post. II 19.

27 Vgl. Sayre (2006) S. 45–48.

28 Vgl. Strobach (2009) S. 259ff.

29 An. pr. I 31, An. post. II 5 und II 13; vgl. Strobach (2009) S. 259.

30 Vgl. Höffe (1996) S. 57.

Annahme, dass [...] in jeder Wissenschaft der Genauere [...] der Weisere sei.«³¹ Während die Vorteile der Logik für die Wissensvermittlung damit auf der Hand liegen, zeichnet sich – gegenüber Platon – erneut eine Verschiebung in die Theorie und zur Diskursivität ab. An Stellenwert gegenüber dem kundigen Umgang mit dem »Begriff« hingegen verlieren »Erfahrung«³² und »Geschicklichkeit zum Handeln«,³³ und mithin die schwer zu belegende Nicht-Diskursivität.

Wenngleich mit Höffe betont werden muss, dass von Aristoteles keine Universalwissenschaft angestrebt wird,³⁴ so trägt insbesondere die Logik doch viele Züge davon. Ihre ungeheuer wirkungsmächtige Rezeption und Weiterentwicklung legt davon Zeugnis ab. Die von Aristoteles zur Blüte gebrachte Wissenschaftstheorie wurde vom propädeutischen *Organon* zu einer bedeutenden Disziplin der Philosophie, und mit dem Niedergang der Metaphysik in der Moderne nahm sie sogar deren Rolle als Fundamentaldisziplin an. Gleichzeitig wurde der Logik, in einer Weise, die über Aristoteles' Auszeichnung dieser Schlussmethode hinausging, der Charakter eines Königswegs der Wissenschaftlichkeit zugesprochen. Das von ihr gesicherte Wissen nahm eine Ausnahmestellung ein und wurde sogar zum Inbegriff des Wissens überhaupt. Aristoteles kann als Wegbereiter des einheitlichen Wissensbegriffs der Moderne gelten.³⁵

31 Met. 982a, vgl. auch NE 1141.

32 Vgl. ebd. 981a.

33 Vgl. ebd. 981b.

34 Vgl. Höffe (1996) S. 31 und 96.

35 Vgl. Stegmaier (2008) S. 326: »ARISTOTELES hatte nicht *ein* Wort für Denken, sondern sechs: τέχνη, ἐπιστήμη, φρόνησις, σοφία, νοῦς und διάνοια. Ihm lag sichtlich noch an einer Differenzierung dessen, was die Moderne dann als Einheit sehen wollte. Es als Einheit zu sehen, bereitete er dadurch vor, dass er das Denken zum Gegenstand einer besonderen Wissenschaft, der »Logik« machte, für die er ein (später so genanntes) »Organon« (Werkzeug) erarbeitete. Dieses »logische Denken« erschien zugleich als schlechthin allgemeines, das, indem es erfasst, was in der Bewegung der Dinge »zum Stehen kommt«, das Sein der Dinge erfasst: »alles, was allgemein ist, kommt den Dingen notwendig zu«. Insofern ist es »das Beste« und »Ursprüngliche« und dem göttlichen Denken angemessen.«

8. FORMVERGESSENHEIT ALS IGNORIEREN DES VERMITTLUNGSPROBLEMS DER PHILOSOPHIE

Die Propositionalisierung und Logifizierung des Wissens führen zu einer Normierung der Wissenschaft, die der Formvergessenheit gegenüber der Sprache Vorschub leistet.³⁶ Das sich dabei abzeichnende Rezeptionsmodell wird von einer bestimmten Modellierung oder Abwertung des Rezipienten ergänzt: Propositionalisiertes und logifiziertes Wissen führt zu einem tendenziell automatisierten Wissenskalkül, das ohne Berücksichtigung eines Rezipienten – seiner kulturellen Gepflogenheiten, seiner Kompetenz sowie des Spielraums seiner Subjektivität – funktioniert. Damit wird der Wissenserwerb vollends unproblematisch. Ein robustes, erfolgversprechendes Wissensmodell ohne jegliches Vermittlungsproblem ist entstanden.

Die Ignoranz des Vermittlungsproblems ist allerdings selbst nicht ganz unproblematisch. Bei der Erörterung des Satzes vom Widerspruch, also des sichersten Wissen des nous, entwirft Aristoteles eine besondere Rezeptionssituation. Wer dieses höchste Prinzip bezweifelt, muss nicht etwa mit einem Beweis überzeugt werden, sondern er disqualifiziert sich mit seinem Zweifel selbst als diskursuntauglich.

»Manche verlangen nun aus Mangel an Bildung (*apaideusia*), man solle auch dies [nämlich den Satz vom Widerspruch; H.D.] beweisen; denn Mangel an Bildung ist es, wenn man nicht weiß, wofür ein Beweis zu suchen ist und wofür nicht. Denn dass es überhaupt für alles einen Beweis (*apódeixis*) gebe, ist unmöglich, sonst würde ja ein Fortschritt ins Unendliche eintreten und auch so kein Beweis stattfinden.«³⁷

Unbeweisbare Prinzipien also gibt es, weil es sie geben muss, damit es Beweise überhaupt und den theoretischen Diskurs gibt; und Bildung besteht in der Befähigung, den Satz vom Widerspruch als für die Rolle des unbeweisbaren Prinzipis

36 Den Begriff Formvergessenheit habe ich in Anlehnung an Heideggers »Seinsvergessenheit« gebildet, sein semantischer Gehalt ist noch eher mit Welschs »Anästhetik« verwandt, obwohl es gravierende Unterschiede gibt. Die wichtigste Gemeinsamkeit besteht jedenfalls darin, dass auch Welsch der »anästhetischen« Epoche der Metaphysik, die er sich bis ins 18. Jh. erstrecken sieht, ein Absehen von sinnlichen Qualitäten zugunsten des Übersinnlichen als charakteristischen Zug attestiert. Vgl. Welsch (1990) S. 24f.

37 Met. 1006a.

am besten geeignet anzuerkennen. Bildung wäre somit die Zugangsberechtigung für den Diskurs.

Aristoteles geht so weit, den als ungebildet Geschmähten nicht nur aus dem theoretischen Diskurs als dem wissenschaftlichen Diskurs überhaupt auszuschließen, sondern sogar gleichsam aus der Menschheit.

»Doch ein widerlegender Beweis für die Unmöglichkeit der Behauptung lässt sich führen, sobald der dagegen Streitende nur überhaupt redet; wo aber nicht, so wäre es ja lächerlich, gegen den reden zu wollen, der über nichts Rede steht, gerade insofern er nicht Rede steht; denn ein solcher ist als solcher einer Pflanze gleich.«³⁸

Damit ist zwar zugegeben, dass es eine legitime beziehungsweise performativ konsistente Art des Einspruchs gegen den Satz vom Widerspruch gibt: die Verweigerung, am Diskurs teilzunehmen und sich seinen Regeln zu unterwerfen – Nicht-Diskursivität; gleichzeitig wird dieser Einspruch disqualifiziert. Der Mensch ist keine Pflanze, er ist vielmehr erst im Treiben von Theorie ganz Mensch. Ausgeschlossen wird, dass jemand am theoretischen Diskurs nicht aus Unfähigkeit nicht teilnehmen möchte, sondern etwa weil er eine andere Kommunikationsnorm gewohnt ist oder für zweckmäßiger hält.

Mit dieser beiläufigen Modellierung des Rezipienten zeigt sich Aristoteles wenig interessiert an allen aus dem Diskurs Ausgeschlossenen, die für Platon als verschieden und schlecht veranlagt gerade ein Problem waren. Damit ist die Vermittlung von Wissen nach der Normierung der Sprache zusätzlich weniger problematisch geworden. Aristoteles vollendet gleichsam die Verlagerung des philosophischen Gesprächs vom massenhaft bevölkerten Marktplatz in den geschützten Raum der Akademie.³⁹

Die Präferenzierung eines formvergessenen Rezeptionsmodells lässt sich schließlich an Aristoteles' eigenen Schriften ablesen. Aristoteles kann »als Mitschöpfer einer nüchternen wissenschaftlichen Prosa gelten.«⁴⁰ Er befließte sich zwar auch anderer Textgenres, beispielsweise des Dialogs, doch seine bevorzugte Form war die Abhandlung – stilistisch zwischen Vorlesungstext und literarisch ausgefeiltem Werk gelegen.⁴¹ Überliefert sind nur diese und weitere, oft nur skizzenhaft notierte und nicht für die Öffentlichkeit bestimmte »Pragmatien«, deren Endgestalt zumeist nicht von Aristoteles autorisiert war,

38 Ebd.

39 Vgl. Stegmaier (2008) S. 51ff.

40 Höffe (1996) S. 25.

41 Vgl. ebd. S. 24.

sondern das Ergebnis zahlreicher Überarbeitungen ist. Mögen kontingente historische Gründe dafür verantwortlich sein, dass nicht nur Aristoteles' literarische Werke verloren gingen, sondern sein gesamtes Werk nur in überarbeiteter Form in unsere Zeit überliefert wurde, so ist es zumindest möglich, dass »Aristoteles' Dialoge aber auch deshalb nicht tradiert [wurden], weil sie dem überragenden Vorbild [Platons] nicht standhalten«⁴² und überhaupt die exakte Form seiner Schriften weniger in jedem Detail erhaltenswert erschienen sein mag. Wie auch immer: Sein Werk zeigt sich heute in einer Form, die zwar philologischen, aber nicht großen literaturwissenschaftlichen Eifer erregt und als ästhetisches oder rhetorisches Untersuchungsobjekt nicht zu lohnen scheint.

Auch in Aristoteles' Platon-Rezeption lässt sich die Präferenzierung des formvergesenen Rezeptionsmodells ablesen. Aristoteles reagiert beispielsweise nicht auf die Schriftkritik Platons: Er hat sich nie direkt zu ihr geäußert. Und nicht zuletzt behandelt er die platonischen Texte in erster Linie als Theorie. Deswegen verhandelt er die Ideen als eine Lehre, und deswegen spricht er von Platons ungeschriebenen *Lehren* (*ágrapha dógmata*).⁴³

Mit dieser Weise der Platon-Rezeption ist Aristoteles nicht allein. Auch in der Aufnahme durch andere Schüler Platons richtet sich das Bemühen kaum auf eine hermeneutische Interpretation der Schriften als vielmehr darauf, eine kohärente platonische »Lehre« zu formen – wie die Prinzipienlehre, denen sich die unmittelbaren Nachfolger Platons in der Akademie, Speusippos und Xenokrates, widmeten⁴⁴ oder später die besonders kontrovers und oft diskutierte Ideenlehre.

Die Form der platonischen Schriften – nicht nur ihr Dialog-Genre, sondern auch ihr gesamtes rhetorisches Arsenal – mag noch im Frühplatonismus eine gewisse Rolle gespielt haben,⁴⁵ insgesamt steht sie nicht im Zentrum der interpretatorischen Bemühungen. Bereits die »Mittelplatoniker wollten die vielfältigen Ausführungen Platons in ein System bringen«.⁴⁶ Noch später geht es um die Kompatibilität mit der entstehenden christlichen Theologie, wobei die platonischen Texte im Mittelalter zum größten Teil gar nicht mehr bekannt waren.⁴⁷

42 Ebd. S. 23.

43 Vgl. Szlezák (2004) S. 142.

44 Vgl. Erler (2006) S. 211.

45 Vgl. ebd.

46 Vgl. ebd. S. 212.

47 Guy Guldentops zieht das Fazit: »Mittelalterliche Gelehrte [bemühen sich] nicht darum, den »historischen« Platon kennenzulernen. [...] Der literarische Autor der Dialoge, der manchmal auf aporetische Weise und mit sokratischer Ironie eine nur schwer fassbare und nur im Dialog auffindbare Wahrheit suchte, ist den mittelalterlichen

Spätestens hier ist Platon hinter dem Platonismus verschwunden und mit dem von der konkreten medialen Gestaltung gelösten Versprechen auf Erkenntnis des Übersinnlichen/Nicht-Diskursiven auch zum »Vater der abendländischen Metaphysik« geworden,⁴⁸ selbst wenn er diesen Begriff noch gar nicht kannte.

Es handelt sich um eine Weise der Rezeption, auf die sich später die Tübinger Vertreter der Ungeschriebenen Lehre beriefen, und die sie gegen neuere Lesarten anführten:

»Dieser Deutung [Platons durch die Lebensphilosophie] steht gegenüber die gesamte ältere Tradition, angefangen von den Platonschülern mit Aristoteles an der Spitze bis hin zu Plotin und den Neuplatonikern, die in Platon vorzugsweise den Ontologen und Systematiker sahen. Und in der Tat ist es doch so, dass der größte Teil der Wirkungsgeschichte Platons im Bereich der klassischen Metaphysik verläuft, die in ihm ihren Urheber und Archegeten erkennt.«⁴⁹

9. DOMINANZ, BEDEUTUNGSVERLUST UND DAS BEHARRUNGSVERMÖGEN DES BEGRIFFSDENKENS

Was Aristoteles tut, lässt sich als Verschiebung der im Platonismus verfestigten, spannungsreichen Konfiguration von erstens Semantik, zweitens Syntax und drittens Pragmatik des Wissens in Richtung Diskursivität verstehen. Im Einzelnen, erstens: Beschränkung des höchsten Wissens auf die bloße Anerkennung des Widerspruchsprinzips, Beschränkung des Wissens auf das bipolar Sagbare, Beschränkung der Dringlichkeit der Ethik auf das theoretisch Gebotene. Zweitens: Auszeichnung des axiomatisch-deduktiven Begründens und logischen Schließens. Drittens: Ablehnung des esoterischen Rezeptionsmodells und Marginalisierung der pragmatischen Dimension des Wissens.

Nicht alle philosophischen Strömungen sind dieser Verschiebung der semiotischen Parameter des Wissens in allen Punkten gleichermaßen gefolgt, aber sie hat doch die Philosophie geprägt und in ihr in gewisser Weise Dominanz erlangt: als Begriffsdenken, das ein beinahe unwiderstehliches Idealbild von Wissenschaftlichkeit impliziert. Es gibt – wie gezeigt worden sein soll – gute Gründe,

Theologen und Philosophen fremd. Während also der Platonismus im lateinischen Mittelalter in vielfältigen Varianten begegnet, ist Platon selbst nirgendwo wirklich präsent.« (Guldentops (2009) S. 450.)

48 Erler (2006) S. 143.

49 Krämer (1969) S. 200.

Aristoteles zum Gewährsmann des Begriffsdenkens zu deklarieren; dennoch kann berechtigten Einspruch erwarten, wer ihn solchermassen tendenziös wiedergibt.

Stellvertretend seien drei Autoren genannt, auch wenn sie nicht das ganze Spektrum möglicher Gegenpositionen abdecken können. Wieland etwa wendet sich gegen die Interpretation von Aristoteles als bloßem Systematiker:

»Das überkommene Aristotelesbild, das selbst heute noch zu einem guten Teil durch die scholastische Tradition bestimmt ist, bedarf [...] einer Revision. Es gilt, gegenüber der traditionellen Auffassung vom strengen Systematiker, der Aristoteles gewesen sein soll, [ein Denken] sichtbar zu machen [...], das sich niemals damit begnügt, formallogische Regeln auf gegebenes Erfahrungsmaterial anzuwenden.«⁵⁰

Höffe diagnostiziert ganz ähnlich in der aktuellen Wissenschaftstheorie eine Tendenz, sich gegenüber Aristoteles zu profilieren, indem ihm ein vereinfachtes, überkommenes Wissenschaftsmodell unterstellt wird:

»Die Kritik [an Aristoteles' Wissenschaftstheorie] bezieht sich in der Regel auf eine dreiteilige Standardinterpretation. [...] Charakteristisch, so sagt man, sind Axiomatik, Fundamentalismus und Essentialismus, kurz: ein ›AFE-Ideal‹. Offensichtlich geht von einem solchen Ideal Faszination aus; immerhin antizipiert es den neuzeitlichen Rationalismus, die *more geometrico*-Systeme eines Descartes, Hobbes und Spinoza. Vom Standpunkt der Wissenschaftspraxis lässt sich aber trefflich [gegen dieses Ideal; H.D.] polemisieren [...]. Eine genauere Lektüre [der Aristotelischen Schriften] entdeckt aber eine konzeptuell reichere, durchaus aufgeklärte und gewiss subtile Theorie.«⁵¹

Und Welsch weist auf die lange übersehene, fundamentale Rolle der *aisthesis* für Aristoteles' Schriften hin.⁵² Volpi wertet diesen Hinweis als Vorlage für eine Revision einer begriffsphilosophischen Aristoteles-Rezeption: »*Aisthesis* ist als eine Grundachse des Aristotelischen Denkens anzusehen und als archimedischer Punkt, um das traditionelle logoszentrierte Aristoteles-Bild zu korrigieren.«⁵³ Und tatsächlich ließe sich gerade anhand der *aisthesis* zeigen, dass jene Verengung des – nicht-diskursiven Bereiches des – *nous*, die in A.6 beschrieben

50 Wieland (1992) S. 8.

51 Höffe (1996) S. 79f.

52 Vgl. Welsch (1999).

53 Volpi (2003) S. 302.

wurde mit einer Erweiterung der – ebenfalls nicht-diskursiven – Sinnlichkeit einhergeht.⁵⁴

Die Einwände von Wieland, Höffe und Welsch sind als stellvertretende Ehrenrettung vor einer tendenziösen Aristoteles-Kritik – als was sich die obige Typisierung ja nicht versteht – nichts weniger als statthaft. Tatsächlich bestätigen sie aber auch, dass die begriffsphilosophische Verzeichnung des Aristoteles (wie übrigens auch Platons) – mag er auch nicht »wirklich« der Stammvater des Begriffsdenkens sein – weder an den Haaren herbeigezogen noch zufällig ist und mindestens das Recht des Allgemeinplatzes einer einflussreichen Rezeptionsgeschichte hat.

Das Begriffsdenken wird sich auch im Folgenden der Untersuchung aufdringlich und schwer abzuweisend zeigen. Es macht seine Dominanz nicht nur in einer bestimmten Epoche geltend, sondern weist auch nach seinem relativen

54 So kennt Aristoteles auch Orte des Wissenserwerbs außerhalb der Akademie – beispielsweise das Theater –, und er ist nicht blind für Sprachformen jenseits von Proposition oder gar Logik: Immerhin ist er der Schöpfer der wohl bedeutendsten Rhetorik sowie der Begründer der Poetik und damit in gewisser Weise der Ästhetik. Er geht weit über Platon hinaus, wenn er nicht nur die Sprachform der Metapher benennt, sondern auch ihr welterschließendes Potential erkennt. Zudem ist ihm bewusst, dass es Schlussformen wie das Enthymem gibt, bei denen der Rezipient über die Gültigkeit entscheidet: »denn derjenige, den es zu überreden gilt, ist, um es kurz zu sagen, der Richter« (Rhet. 1391b). Gleichwohl ist seine Anerkennung nicht-theoretischen Erkenntniserwerbs nur relativ, wie in C.1 in Bezug auf Bild und Metapher gezeigt wird, und er tendiert dazu, die Rolle des Rezipienten abzuwerten oder zu unterschätzen, wie Höffe in Bezug auf die Ethik anmerkt (vgl. Höffe (1996) S. 199). Ganz ähnlich betont auch Welsch, dass er nicht so weit gehen will, Aristoteles ganz aus der Tradition der Metaphysik zu lösen: »Es bleibt also bei einer konstanten ästhetischen Beunruhigung des Projekts metaphysischer Anästhetisierung. Dem tragen besonnene Metaphysiker (wie Aristoteles einer war) denn auch durch eine Teilungsregel Rechnung: Prinzipiell ist der Aufstieg vom Sinnlichen zum Übersinnlichen geboten, und in metaphysischen Dingen soll man unbedingt Anästhetiker sein; aber soweit die Verabschiedung des Sinnlichen nicht zur Gänze möglich ist (und das gehört zur *conditio humana*), insofern soll man in den unaufhebbar ästhetischen Dingen dann auch getrost Ästhetiker sein. Grundfalsch wäre die blanke Unterlassung des Aufstiegs zum Anästhetischen, verfehlt wäre aber umgekehrt auch eine metaphysische Auslöschung alles Sinnlichen, eine totale Anästhetisierung.« (Welsch (1990) S. 25; vgl. auch Welsch (1999) S. 134f).

Bedeutungsverlust ein eigentümliches Beharrungsvermögen auf, dem es nachzugehen gilt. Einstweilen können als Gründe für seine besondere Stellung handfeste praktische Vorteile – zumindest die Versprechung solcher Vorteile – vermutet werden, wie sie sich mit Propositionalisierung und Logifizierung des Wissens und der Formvergessenheit seiner Vermittlung schon angedeutet haben. Diese (versprochenen) Vorteile des Begriffsdenkens haben machtvoll die Geschichte der Philosophie geprägt. Sie werden hier nach dem Vorbild der semiotischen Parameter des Begriffsdenkens dreiteilig dargestellt.

Erstens: Das Begriffsdenken etabliert das begriffliche Wissen als Paradigma von Wissen überhaupt und ermöglicht damit ein einheitliches, allgemein gültiges, überzeitliches und eindeutiges Feld des Wissens. In der Theorie kommt der Aufschwung der Seele zum Reich der ewigen Ideen zur kontemplativen Ruhe. Hier ist eine Aussichtsplattform eingerichtet, in der der Mensch von der Kontingenz seiner Interessen befreit gottgleich wird.⁵⁵ Aus dieser Perspektive lässt sich alles als das, was es ist (also die Essenz, *sub specie aeternitate*) betrachten und vergleichen. Verschiedenste Erkenntnis setzt sich von hier aus miteinander in Beziehung und ergibt das Panorama einer einheitlichen Anordnung. Versuche zur Schaffung eines Gesamtsystems des Wissens unternehmen das Frühmittelalter mit der *scientia christiana*,⁵⁶ die Scholastik mit ihren Summen, Descartes strebt eine *Mathesis universalis* an, Leibniz eine *Scientia generalis*, Newton installiert in den *Principia* seine Axiomatik⁵⁷ und die Systeme des deutschen Idealismus versuchen einen letzten Gesamtzusammenhang aller Wissenschaften.

Zweitens: Das Begriffsdenken besteht auf allgemein gültigen Normen und Kriterien und proklamiert die Verbindlichkeit des Wissens. Ist auf dem Feld des Wissens mit der Notwendigkeit (einer allgemein verbindlichen Gewissheit) ein bevorzugter Gradmesser des Wissens installiert, ergibt sich eine natürliche Rangfolge des Wissens, die den Wissenschaftlern die Richtung weist. Lange Zeit gelten Mathematik und besonders Geometrie als vorbildliche Wissenschaften. Im Rationalismus unterwirft sich Philosophie selbst den Anforderungen von Notwendigkeit, Genauigkeit und Gewissheit des Wissens. Spinoza gliedert seine Ethik »more geometrico«, Wolff wählt für seine Philosophie einen mathematischen Aufbau. Leibniz avisiert in seiner *Arte Combinatoria* eine Universal Sprache, deren Gebrauch philosophische Probleme von selbst lösen soll. Im 20. Jahrhundert soll die Logik zur Grundlage der Mathematik und zum Kern von Wissenschaftlichkeit werden, und die Physik etabliert sich als Leitbild einer

55 Vgl. NE 1177 b30.

56 Vgl. Schnädelbach (1995) S. 34.

57 Vgl. Poser (2001) S. 11f.

»klassischen Wissenschaftstheorie«.⁵⁸ Begriffsanalytische Präzision etabliert sich im akademischen Schreiben als Ideal. Lange scheint Philosophie um Wissenschaftstheorie und Erkenntnistheorie zentriert.

Drittens: Das Begriffsdenken blendet problematische pragmatische Voraussetzungen des Wissenserwerbs auf so kategorische wie subtile Weise aus, ermöglicht und schützt damit sein Wissen. Die Verlagerung des Diskurses in die Akademie minimiert seine Störungsanfälligkeit – und zwar nicht nur nach außen,⁵⁹ sondern auch nach innen. Die interne formale beziehungsweise mediale Normierung erleichtert die Abgrenzung gegenüber allem, was nicht wissenschaftlich ist und ermöglicht den Austausch von Wissen und den Vergleich der Ergebnisse. Dabei gilt: Je weniger Kompetenzen für den Umgang mit der formalen Norm vorausgesetzt werden müssen, desto weiter der Wirkungskreis des Wissens. Und je weniger Aufmerksamkeit der Form geschenkt wird, desto mehr kommt dem Inhalt zugute.

Wenn das Begriffsdenken als dominante Traditionslinie der Philosophie bezeichnet worden ist (man könnte es auch als die dominante Tendenz der Philosophie zur harten Wissenschaftlichkeit beschreiben), dann ist damit schon auf eine andere Traditionslinie, auf eine andere Tendenz verwiesen. Sie konstituiert sich in Distanzierung vom Begriffsdenken als Zug zur Nicht-Diskursivität. Genauer kann sie gefasst werden als Distanzierung von der semiotischen Konfiguration des Begriffsdenkens. Die Motivation dieser Distanzierung liegt in den Einwänden gegen das Begriffsdenken, die im Folgenden systematisch den Vorteilen des Begriffsdenkens gegenübergestellt werden:

Erstens: Das Begriffsdenken unternimmt mit der Theoretisierung eine Verengung der Vernunft und des Wissens. Nur noch, was vom Begriffsdenken gedacht werden kann, gilt als denkbar und denkwürdig. Übersehen werden dabei nicht-diskursive Voraussetzungen beziehungsweise pragmatische Umstände dieser Verengung;⁶⁰ Kontingenzen und Zwänge, denen die Menschen unterliegen, aber auch jener Spielraum der Subjektivität, der sich nicht auf das Ideal der Rationalität verpflichten lässt, geraten aus dem Blick. Dem Begriffsdenken wäre zumindest der Vorwurf zu machen, den Preis für die versprochenen Vorteile der Theorie zu unterschlagen.

Philosophie versucht immer wieder, sich der Vorrangstellung der Theorie zu entziehen, zum Beispiel, indem sie sich als vorwiegend praktisch versteht. In der Antike vollzogen prominent Epikureismus und Stoa die Vorrangstellung der

58 Ebd. S. 281.

59 Vgl. Stegmaier (2008) S. 516f.

60 Vgl. Bromand/Kreis (2010) S. 12f.

Praxis.⁶¹ In der frühen Neuzeit beginnt mit Bacon und den Naturwissenschaften eine Unterordnung von Erkenntnis unter die (praktisch wirksame) Technik. Kant schließlich vollführt eine Wendung ins Praktische, nach der die Philosophie an Relevanz einbüßt, die jedoch seit dem 20. Jahrhundert verstärkt Aufmerksamkeit erfährt, weil der Selbstzweck der Theorie nun von vielen pragmatisch bezweifelt wird.

Zweitens: Selbst das Begriffsdenken kann die Geltung des Wissens nicht garantieren: Es gibt ein unaufhebbares Begründungsproblem, das von einem logifizierten Wissen nur verdeckt wird. Nicht nur, dass es faktisch eine Vielzahl von Begründungsformen und Beweisarten gibt, die alle ihre Schwächen haben und jederzeit in Konkurrenz zueinander stehen. Das paradigmatische axiomatisch-deduktive Begründen weist vor allem den Nachteil auf, die Wahrheit von Aussagen nur erhalten, nicht aber selbst belegen zu können. Außerhalb von Mathematik und Logik gibt es deshalb keine Letztbegründung: Gründe – sogar das Widerspruchsprinzip – können prinzipiell endlos bezweifelt, neue Gründe gefordert werden. Und selbst Mathematik und Logik sind nicht gänzlich vor Inkonsistenz in Form von Selbstbezüglichkeit beziehungsweise semantischen Paradoxien gefeit, wie Gödel nachgewiesen hat.⁶²

Drittens: Selbst das Begriffsdenken kann die Evidenz des Wissens nicht garantieren. Sogar eingehegte Räume wie die Akademie können nicht den perfekten Schutz des Wissens gewährleisten (auch wenn das »kontrafaktisch« angenommen wird). Zudem wirken Schutzzonen nicht nur ermöglichend und bewahrend, sondern auch ausschließend und verengend. Philosophische Texte werden in der Reaktion auf das Geltungs- und Evidenzproblem mitunter (und zunehmend) in Opposition zu Proposition, systematischer Begründung und Abhandlung gestaltet. Schon in Mystik und Negativer Theologie wird die sprachliche Norm der Diskursivität umgangen, um einen »anderen« Schutz beziehungsweise die prinzipielle Schutzlosigkeit des Wissens zu markieren. Um 1800 erreicht die Umhegung des akademischen Wissens in den als »frei« institutionalisierten Universitäten einen Höhepunkt, der freilich zu einem geregelten »Wissenschaftsbetrieb« führt, in dem sich die Schutzlosigkeit des Wissens mit neuer Deutlichkeit als »Kampf um Reputation, der ›Zurechnung‹ von wissenschaftlichen Entdeckungen und Neuerungen« sowie in »Zeitdruck und Entscheidungszwang« zeigt.⁶³ Seit der Romantik wird, gleichsam in der Konsequenz, die Annäherung der Philosophie an die Literatur betrieben, so bei Hegel und Schopenhauer,

61 Vgl. Welsch (1988) S. 117.

62 Vgl. Bromand/Kreis (2010) S. 12f.

63 Vgl. Stegmaier (2008) S. 522.

Kierkegaard, Nietzsche, im 20. Jahrhundert prominent bei Heidegger, Wittgenstein, Benjamin, Adorno und dann besonders in den Schriften der postmodernen Autoren. Zudem findet Philosophie mitunter abseits des akademischen Betriebs statt – etwa bei antiken Kynikern, Privatgelehrten wie Schopenhauer oder Kierkegaard oder in Form von heutigen Philosophiefestivals.

Mit dieser summarischen Aufstellung von Vorteilen, Einwänden und Extrembeispielen lassen sich einstweilen weder die historische Dominanz, weder der relative Bedeutungsverlust noch das systematische Beharrungsvermögen des Begriffsdenkens belegen. Mehr noch: Die Aufstellung mag lediglich Zweifel daran geweckt haben, ob sich philosophische Werke eindeutig dem Begriffsdenken oder seiner Gegenposition zuordnen lassen. Gerade die Philosophie scheint sich im Gegeneinander beider Positionen zu konstituieren: Sie zeichnet sich gegenüber den Einzelwissenschaften geradezu dadurch aus, dass sie Wissenschaftlichkeit und ihr eigenes Tun in besonderem Maße hinterfragt.⁶⁴

Wenn nun dennoch an ebenjener Gegenüberstellung von Diskursivität und Nicht-Diskursivität festgehalten wird und philosophische Texte dieser Systematik gemäß analysiert werden, so lediglich, um – an diesem heuristischen Gegensatz geschärft beziehungsweise auf ihn zugespielt – Merkmale, Kriterien, Argumente und Belegmaterial ordnend zu versammeln und eine Konzeption zu exemplifizieren, die eine kleinteilige Unterscheidung von Umgangsweisen mit dem Gestaltungsproblem der Philosophie verspricht. Mithilfe des Gegensatzes können nämlich ungleichgewichtige Ausbalancierungen auf einer chronologischen Entwicklungslinie von Aufstieg und Fall des Begriffsdenkens dargestellt und bewertet werden.

Diese Linie soll weder gezogen werden, um Philosophiegeschichte zu korrigieren, noch um Epochengrenzen historisch möglichst genau zu bestimmen. Sie soll stattdessen plausibel machen, dass auch das Gestaltungsproblem der Philosophie in einem Wandel begriffen ist und heute eine besondere Dringlichkeit aufweist. Evidenz erlangen soll dieses Unternehmen zum einen durch die Herausarbeitung von in philosophischen Texten angelegten Rezeptionsmodellen, die sich von den semiotischen Parametern des Begriffsdenkens weniger oder mehr distanzieren; zum anderen durch den schrittweisen Aufweis analog verlaufender Entwicklungslinien. Im ersten Schritt werden nun zwei Epochen-

64 Zur Konsequenz dieser Besonderheit von Philosophie in Bezug auf die Einzelwissenschaften vgl. B.8 und das Fazit.

schwollen nachgezeichnet,⁶⁵ die den Verlauf der Entwicklungslinie des Begriffsdenkens modellieren.⁶⁶ Im weiteren Verlauf der Untersuchung wird sich erweisen, dass die Platonrezeption einen Aspekt dieser Linie darstellt (vgl. vor allem A.11-15) und ihr Abstieg mit dem Aufstieg eines ästhetischen Triumphalismus (vgl. C.1) sowie später von Erkenntnispluralismus und dem Orientierungskonzept korrespondiert (vgl. B.7). Zudem wird sich zeigen, dass diese Linie parallel zur Entwicklungslinie der Schrift verläuft, wobei der Dominanzverlust der Schrift mit dem aktuellen Medienwandel einhergeht (vgl. A.14,15, B.1,5, C.4).

Um 1800⁶⁷ erfolgt ein erster Bedeutungsverlust des Begriffsdenkens, der als Beginn der Pluralisierung des Wissens beschrieben werden könnte. Prägend ist jene (mitunter triumphalistische) Distanzierung vom Begriffsdenken, die prominent von der kritischen Wende Kants eingeleitet wurde. Sie mündet in die Trennung zwischen »erklärenden« Naturwissenschaften und »verstehenden« Geisteswissenschaften.⁶⁸ In den Geisteswissenschaften wird Diskursivität auf zwei verschiedene Weisen zur Distanzierung vom Begriffsdenken gehandhabt: Einmal werden die Bedingungen der Entstehung des diskursiven Wissens selbst wieder diskursiv gefasst. Gleichzeitig verliert Diskursivität mit der Autonomie der Kunst an Bedeutung, die im Ästhetizismus triumphalistisch gegen das Begriffsdenken ausgespielt wird. In den sich etablierenden Naturwissenschaften hingegen wird in ihrer neuen Verbindung mit der Mathematik das Ideal des Begriffsdenkens und die Vorrangstellung der Diskursivität ohne jeden Versuch einer Distanzierung bewahrt und kultiviert.⁶⁹

65 Auf die Ausformung einer Epochenschwelle um 1500 wird verzichtet, wenngleich sie sich an einigen Stellen andeuten wird; vgl. etwa A.10, C.4.

66 Welsch zeichnet sehr ähnlich zwei Schwellen zwischen drei Epochen, die er Metaphysik, Moderne und Postmoderne nennt. Sie zeichnen sich durch die Bevorzugung von »Anästhetik«, die Bevorzugung von Ästhetik sowie zuletzt die Verkopplung von beiden aus. Die Details meiner Untersuchung bestätigen diese grobe Gliederung, zeigen aber auch Abweichungen im Detail. Vgl. Welsch (1990) S. 23ff.

67 Diese Epochenschwelle soll den weiten Zeitraum zwischen Baumgartens Ästhetik (1758) – vgl. C.1 – und Schleiermachers Platon-Übersetzung (1804ff) – vgl. A.10 – umfassen.

68 Vgl. Schnädelbach (1995) S. 34 und Ammon (2009) S. 17f.

69 Vgl. Stegmaier (2008) S. 508.

Im 20. Jahrhundert, in dem sich die Pluralisierung des Wissens vollendet,⁷⁰ erfährt das Begriffsdenken einen weiteren Bedeutungsverlust: Mit der Grundlagenkrise der Naturwissenschaften wird das Ideal des Begriffsdenkens und die an ihm orientierte »klassische« Wissenschaftstheorie zunehmend fragwürdig. Die Distanzierung vom Begriffsdenken zeigt sich nun nicht mehr allein in einer Annäherung an Nicht-Diskursivität, sondern es beginnt sich die Notwendigkeit eines Ausgleichs zwischen Diskursivität und Nicht-Diskursivität abzuzeichnen, der nicht nur in der Philosophie relevant wäre, sondern in der Wissenschaft überhaupt.

70 Diese Epochenschwelle soll den Zeitraum zwischen der Einführung des Rundfunks in den 1930er Jahren – vgl. B.5 – und dem iconic turn in den 1990er Jahren – vgl. C.1 – umfassen.